



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bauditz, Sophus: Trapa natans : eine Erzählung : übersetzt von Therese
Lorck

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Trapa natans

Eine Erzählung von Sophus Bauditz

Übersetzt von Therese Lork



Es war an einem Winterabend in den fünfziger Jahren, oder richtiger gesagt, in einer Winternacht, denn die Uhr hatte schon, wie man sagt eins oder das andre geschlagen. Ich hatte bei einem Kameraden L'hombre gespielt — es war in meinen ersten Studentenjahren — und ging nun in starker Kälte und Schneesturm durch Kopenhagens Straßen heim.

Ab und zu kam ein starker Windstoß, und dann kreischten die Schilder in ihren Angeln, und die Scheiben in den Laternen klirrten, sonst hörte man keinen Laut und begegnete keinem Menschen, den Wächter ausgenommen, der es vermutlich zu kalt fand, in einem Kellerschlund zu schlafen.

Ich war deshalb nicht wenig erstaunt, plötzlich ein lautes Sprechen an einer der nächsten Hausthüren zu hören. Sei so gut und komm herein, die Thür ist auf! erklang es, und einen Augenblick später wurde hinzugefügt: Na, herein mit dir! Soll ich dich vielleicht beim Schopfe nehmen und die Treppen hinauftragen, du Rötter!

Neugierig, zu sehen, wer es wäre, der seiner Gastfreiheit auf diese etwas eigentümliche Weise Ausdruck gab, ging ich auf die andre Seite der Straße und erblickte einen jungen Mann, der einen großen schwarzen Hund ins Haus hinein bekomplimentirte. Indem er eine Wendung machte, fiel der Schein der nächsten Laterne auf sein Gesicht, und ich sah nun, daß es Oluf Blau war, „Blau, der Nabob,“ wie er gewöhnlich genannt wurde. Ich hatte bisher kaum ein paar Worte mit ihm ausgetauscht, aber obgleich er einige Jahre älter war als ich, waren wir doch gleichzeitig Studenten geworden, und jeder aus diesem Jahrgange kannte ihn wenigstens dem Namen nach oder von Ansehen. Außerdem ist es ja eine Thatsache, daß, gleich wie Krieg, Pestilenz und andre Landplagen, so auch starke Kälte und Schneesturm, namentlich zur Nachtzeit, die Eigenschaft haben, Menschen, die sich sonst gänzlich fremd sind,

dahin zu bringen, daß sie sich solidarisch und familiär fühlen, und ich sagte deshalb: Guten Abend, Blau! und fügte hinzu, es sei ein Hundewetter.

Sa, so kann man es dreist nennen, sagte er; aber es ist immerhin kein Wetter, einen Hund draußen zu lassen! Deshalb bin ich auch dabei, das Tier hereinzubringen. Komm doch, Caro, oder Phylax, oder wie du sonst heißt — er sieht mir fast darnach aus, als könnte er Bäg heißen, wie? Komm Bäg, komm!

Wissen Sie nicht, wie er heißt? fragte ich.

Nein, woher sollte ich das denn wissen!

Gehört er nicht Ihnen?

Nein, dann wüßte ich doch wahrscheinlich, wie er heißt!

Er lachte über mich — ein helles, ansteckendes Lachen —, ich lachte mit, und der Hund, der möglicherweise wirklich Bäg hieß, ging, nachdem er seinen Rufnamen gehört hatte, ruhig zur Thür hinein und schwänzelte vergnügt.

Ich gehe mitunter einen Gang durch die Straßen, ehe ich mich niederlege, sagte Blau, und wenn ich dann einen solchen herrenlosen Hund antreffe, der ausgesperrt ist, und das Wetter ist so niederträchtig wie heute Nacht, so pflege ich ihn bis zum nächsten Morgen mit mir zu nehmen; aber Bäg dort hat offenbar so viel Zartgefühl, daß es ihn genirt, Wohlthaten von einem Fremden anzunehmen.

Sa, es scheint fast so! Na, gute Nacht, Blau! Erwachen Sie nur morgen nicht mit einem Kater, nachdem Sie mit einem Bären zu Bett gegangen sind!

O, Sie sollten lieber mit hinaufkommen, um eine Pfeife zu rauchen, als in so früher Morgenstunde schlechte Witze zu machen.

Nein, herzlichen Dank, die Uhr ist schon über zwei.

Was schadet das? sie schlägt wohl auch noch drei! Kommen Sie nur!

Ich weiß nicht, ob es das Überzeugende seiner Argumentation oder das Ungewöhnliche der Einladung zu einer solchen Zeit war, aber ich ließ mich ohne weitere Einwendungen freundschaftlich in die Thür ziehen und die Treppe hinauf losfen, und ehe ich mirs versah, saß ich in einer hellen, warmen Stube, während Bäg sich vor dem Ofen bequem machte, wo ein paar große Holz-scheite nach Herzenslust knisterten und flammten.

Ich erlaubte mir die Bemerkung, es sei eine Seltenheit hier in der Hauptstadt, daß jemand mit Holz heize. Blau entgegnete: Sa, aber es ist gemütlich, nicht wahr? Ich kann mich nicht an Kohlen gewöhnen, sie geben eine so brutale Wärme, und man beschmutzt sich, sobald man nur in ihre Nähe kommt. Aber nun vor allem eine Pfeife — Sie können natürlich ebenso gut Zigarren bekommen, aber sie ziehen wohl Porzellan oder Weichselrohr um diese Nachmittagsstunde vor? Nun, das konnte ich mir denken! Bitte, greifen Sie zu! Ah, entschuldigen Sie mich für einen Augenblick, aber es fällt mir eben ein, daß das Tier vielleicht hungrig sein könnte; ich will nur nach der Speisekammer laufen und sehen, ob sich etwas findet. Sind Sie nicht auch hungrig?

Sa sicherlich sind Sie es! Zu Butter, Brot und Käse und einem Gläschen Portwein ist man immer aufgelegt! Also warten Sie lieber mit der Pfeife, bis Sie gegessen haben!

Während mein improvisirter Wirt draußen war, that ich, was man gewöhnlich unter solchen Umständen zu thun pflegt: ich sah mich um. Es war gemütlich hier, eine elegante und doch ziemlich aparte Studentenwohnung. Im Fenster grüntem Ephen und Hängepflanzen; ein schöner Schreibtisch von Eichenholz, auf dem ich das dänische Gesetz Christians V. und ein paar juristische Lehrbücher fand, stand schräg in einer Ecke, dahinter erhob sich von der Erde bis zur Decke ein Regal mit ausgestopften Vögeln und Tieren in Spiritus und ein Gestell mit Reagentiengläsern. An der einen Wand hingen über dem Sofa einige Jagdflinten und ein paar große Familienbilder, die Seitenwände wurden durch einige mehr oder weniger abnorme Geweihe geziert, auf deren weißen Schildern angegeben war, wo und wann der betreffende Bock geschossen worden war.

Sie sind eifriger Jäger? fragte ich, als Blau zurück kam und wir unsre Käsemahlzeit verzehrten.

Ich bins gewesen und kann es wieder werden, aber vor der Hand rühre ich kaum an eine Büchse. Sind Sie Jäger?

Ja, das bin ich; ich werde Forstmann!

Das freut mich! Willkommen auf gute Freundschaft!

Ich hätte nicht gedacht, daß Sie Jurist wären, sagte ich darauf.

Er lachte. Nein, das glaube ich gern, denn ich weiß selber nichts davon!

Ja, aber das Gesetz Christians V. und —

O der Plunder! Sehen Sie, mein Vormund wollte durchaus, daß ich Student werden sollte — das wurde ich denn auch, dritte Zensur übrigens —, und dann schien es ihm zweckmäßig, wenn ich das juristische Examen machte. Ich war fügsam und schaffte mir einen Leitsaden und einige andre Bücher an, aber nachdem ich es ungefähr einen Monat lang ausgehalten hatte, wurde mir dies Studium zu lebhaft.

Und nun sind Sie Mediziner? fragte ich mit einem Blick auf die zoologischen Präparate.

Nein, wie kommen Sie darauf?

Aber was studiren Sie denn eigentlich?

Sagen Sie es mir! Ich studire alles mögliche und nichts, ganz wie Sie wollen. Meiner Wehrpflicht habe ich genügt — natürlich bei den Dragonern —, und in anderthalben Jahren bin ich mündig; dann kaufe ich mir jedenfalls ein Gut, denn das meines Vaters wurde nach seinem Tode verkauft. Ich muß auf dem Lande leben, wo ich groß geworden bin, ich taue weder zum Stadtleben noch zum Studiren. Irgend etwas muß man sich aber hier vornehmen, und deshalb habe ich mich auf Zoologie und Botanik geworfen, das interessirt mich.

Zu früher Morgenstunde erst brach ich auf. Ich fühlte mich in hohem Grade von Blaus frischer und lebhafter Natur angezogen, gleich wie mich sein Äußeres vom ersten Augenblick an gefangen genommen hatte; er war kräftig gebaut und doch geschmeidig, ich konnte ihn fast um seinen vollen blonden Bart beneiden, und in seine braunen Augen trat, wenn er sprach, ein Glanz, der ihn geradezu schön machte.

Es ist offenbar, daß wir zwei uns öfters sehen müssen! sagte er beim Abschied, und ich ging mit dem Gefühl nach Hause, als hätte ich meinen neuen Freund schon lange gekannt.

In den nächsten Jahren kamen wir nun auch fast täglich zusammen. Die Bekanntschaft wurde auf beiden Seiten zur wirklichen, innigen Freundschaft, der ich eine Reihe der vergnügtesten Stunden meines Lebens verdanke, und eins kann ich mit Sicherheit sagen, daß ich nie eine frischere, ursprünglichere Natur gekannt habe als die Blus Blaus. Es war rein unmöglich, sich in seiner Gesellschaft zu langweilen. Immer war er auf dem Damm, immer bereit, im Ernst oder im Scherz irgend ein beliebiges Thema zu behandeln, und ein ganz besondres Vergnügen hatte er daran, seine manchmal etwas paradoxen Meinungen bis zum äußersten zu verteidigen. Die Natur liebte er, die Natur verstand er im Großen und im Kleinen; er konnte über eine Fernsicht von einer Anhöhe in Entzücken geraten oder über einen ungewöhnlichen Sonnenuntergang, er konnte mit der gleichen Begeisterung eine seltene Pflanze wie eine Schneeflocke unter der Lupe betrachten. Deshalb hatte er sich auch nicht wenig Einsicht in das Gebiet der Naturkunde verschafft, aber nur immer teilweise und dilettantenhaft; bald mikroskopirte, bald skelettirte er, dann stellte er Untersuchungen über den Wuchs der Schling- und Kletterpflanzen an, und versuchte, wenn auch ohne Erfolg, den Hopfen und die *Cobaea scandens* zu zwingen, sich in der entgegengesetzten Richtung zu schlingen als in der, die die Natur ihnen angewiesen hat, und dann konnte er wieder ganz in Betrachtungen über den Flug der Vögel und die Wanderung der Fische aufgehen. Zum Gelehrten war er nicht geschaffen, das merkte ich wohl, aber ich habe nie jemand getroffen, der Naturgeschichte so gut „erzählen“ konnte wie er; seine eigne, im Augenblick ungeteilte Begeisterung für den Stoff teilte sich unwillkürlich allen mit, zu denen er sprach, und er verstand eine eigentümliche, oft halb symbolische Romantik in das einfachste Naturphänomen zu legen. Auf der andern Seite hatte er so gut wie kein Interesse für Kunst und Poesie, und es gehörte zu seinen Lieblingsbehauptungen, übrigens war es wohl auch seine wirkliche Meinung, daß, da die Kunst doch nie so etwas Schönes hervorbringen könne wie die Natur, sie auch höchstens ein Surrogat für die Armen sein könne, die keine Gelegenheit hätten, im Freien zu verkehren, gleich wie die Poesie nach seiner Auffassung nur für den Interesse haben könne, der nie im wirklichen Leben gelebt habe; denn dieses hat doch wahrhaftig viel mehr Poesie

und Romantik, als sich in Büchern findet, sagte er. In naher Verwandtschaft mit seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis waren seine kirchlichen Anschauungen; obgleich auf seine Weise wahrhaft religiös, vielleicht mehr als die meisten, ging er doch nie zur Kirche: an unsern Herrn soll man denken und zu ihm beten unter dem freien Himmel; da ist es höher zur Decke als in der Kirche, und die Natur predigt viel besser als selbst der Bischof von Seeland!

Die Schuld an vielen seiner Wunderlichkeiten war sicherlich in seinem Kinderleben und seiner Erziehung zu suchen; seine Mutter hatte er nie gekannt — sie war gestorben, während er noch in der Wiege lag —, der Vater war eine kränkliche, melancholische Natur gewesen, und so blieb der zeitig entwickelte Knabe während seines Heranwachsens meist sich selbst überlassen. Er tummelte sich am Strand und im Walde und wurde ein eifriger Jäger und ein kräftiger Jüngling. Aber als der Vater starb und der Vormund es für das richtigste ansah, das wenig einbringende jütländische Gut zu verkaufen, wurde Olaf Blau mit einmal der Kindesheimat entrückt und nach Kopenhagen in ein fremdes Erdreich verpflanzt. Verwandte hatte er nicht, jedenfalls nicht von väterlicher Seite, und er sprach immer halb wehmütig halb stolz von sich selbst als dem letzten seines Stammes. Obgleich er seine Ahnen nicht weiter als bis zu einem ziemlich obskuren Groß- oder Urgroßvater zurückverfolgen konnte, und obgleich die richtigen alten Blaus, von denen bereits die Ritterlieder erzählten, schon im fünfzehnten Jahrhundert ausgestorben sein sollen, nährte er doch einen unerschütterlichen Glauben an seine legitime Abstammung von diesen und fühlte eine fast kindliche Freude bei dem Gedanken, dem „guten alten dänischen Adel“ anzugehören; ab und zu vertiefte er sich deshalb auch in genealogische Studien, und einmal saß er einen ganzen Monat lang jeden Vormittag im Geheimarchiv und durchstöberte, wenn auch ohne Ergebnis, Gott weiß wie viele Namenregister in der Hoffnung, einen Beweis oder doch einen Stützpunkt für die Zusammengehörigkeit zwischen den alten Blaus und seinen eignen Voreltern zu finden.

Ich wurde nach und nach sein nächster Vertrauter, aber es gab noch viele außer mir, die seine Gesellschaft suchten und Wert darauf legten; unwillkürlich richtete sich jeder nach ihm und folgte seinem manchmal etwas despotischen Kommando, nicht allein weil er wirklich viel reifer und selbständiger war, als irgend einer von uns andern, sondern auch weil er immer Leben in die Gesellschaft brachte und in neuen, originellen Einfällen unererschöpflich war. Er war ein vortrefflicher Wirt — im Verhältnis zu uns Gleichaltrigen ein wahrer Krösus —, und er scheute keine Anstrengungen und keine Kosten, um seinen Gästen mit einem Souper aufzuwarten, das sie gar nicht erwiedern konnten; er ließ Ragout von Meerschnecken mit scharfer Sauce bereiten und er verschrieb — was damals noch etwas Unbekanntes war — einen Anker echten Münchner Bieres, wozu wir, Gott mag wissen weshalb, nur Tabak aus Thon-

pfeifen rauchen durften, die er natürlich selbst lieferte, ja einmal machte er es möglich, durch einen Bekannten, der in dem grönländischen Handelsdepartement angestellt war, seine Freunde mit eingekochtem Walroßfleisch und Eisbärkoteletten zu traktiren, merkwürdigerweise ohne zu verlangen, daß wir Thran dazu trinken sollten. Eines Abends war ein kleiner verwelkter Philosoph, der Jensen hieß, zugegen und hielt einen ziemlich langen und ganz unmotivirten Vortrag über die *festivitas*, die über einem griechischen Symposion ausgebreitet gewesen sein müsse, wo die Teilnehmer mit Epheukränzen um das lockige Haar den edeln Saft der Trauben und geistreiche Gespräche genossen hätten, und wo die Grenze der Schönheit niemals überschritten worden sei.

Aber wir, sagte Jensen, wir sind aller Schönheit bar!

Sa wir sind es! Wir sitzen und trinken profaisches Bier oder fusligen Portwein, und wollen wir uns zu etwas Höherem, Idealerem aufschwingen, so können wir das nur erreichen, indem wir uns in die Schriften der Alten vertiefen. Ich z. B., ich habe ausschließlich meine schöne humane Lebensanschauung der Bekanntschaft der Alten zu verdanken.

Blau, der nie eine Gelegenheit versäumte, seine Theorie anzubringen und zu entwickeln, daß man die Schönheit nur in der Welt der Wirklichkeit suchen dürfe, und nicht in toten Büchern, erklärte sogleich, daß, wenn es wirklich so schön gewesen sei, ein Symposion zu halten, wie Jensen behaupte, so solle man dies halten, anstatt dazusitzen und drüber zu lesen oder zu schwadroniren, und im Handumdrehen sandte er nach einem echten griechischen Wein — Maurodaphne — ließ Kränze von den eignen Epheustöcken binden, die wir aufsetzen mußten, wir mochten wollen oder nicht, und nun begann das Symposion, von dem ich übrigens einen stärkern Eindruck des guten Weines als des geistreichen Gespräches behielt. Der kleine Jensen geriet in einen sehr bedenklichen Zustand, sodaß er, als wir andern gingen, auf das Sofa gelegt werden mußte; aber Blau lachte gutmütig, und indem er den Schlummernden ansah, dessen Gesichtsfarbe einem klassischen Marmorantlitz ähnelte, sagte er zu uns andern: Ich finde gerade nicht, daß über dem kleinen Jensen jetzt, nachdem er bei einem Symposion gewesen ist, mehr Schönheit ruhe als sonst! Was meint Ihr?

Ein andresmal kam das Gespräch auf Reisen ins Ausland, und als einer oder der andre sich in hohen Tönen erging, wie herrlich es doch sein müsse, reisen zu können, so war das für Oluf Blau mehr als genug, um zu erklären, daß alles an den ausländischen Reisen Einbildung sei: Man kann ja genau dasselbe Vergnügen haben, wenn man zu Hause bleibt und doch reist! behauptete er. Wieso? rief der ganze Chor. Nun, ich lade euch alle zusammen ein — wir waren vier bis fünf Mann —, außer Landes morgen früh mit mir zu reisen. Wir treffen uns auf der Balbystation, und dann spielen wir „Fremde in Kopenhagen.“ Wir bilden uns ein, daß wir Ausländer wären, gehen auf

den runden Turm und in die Museen — dorthin kommen wir ja sonst ohne hin nicht! — und essen zu Mittag im Hotel. Und so stark war die Disziplin, wo Blau kommandierte, daß wir uns allesamt wirklich am andern Morgen an der Balbystation einsanden und als große Kinder „Fremde in Kopenhagen“ spielten; wir hatten einen unermüdblichen Wirt und Führer, der sich an diesem Tage fast selbst übertraf, und wir amüßten uns köstlich.

Von derartigen Geschichten könnte ich in Masse berichten, da ich aber nie ein Ende finden würde, so ist es am besten, ich komme so bald als möglich zur Hauptsache, nämlich zu *Trapa natans*.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Warum Bier nicht aus Gläsern getrunken werden soll. *) Diese Frage ist vom höchsten Interesse, denn auf dem Standpunkte des Biertrinkers stehen wir alle, und für einen Biertrinker ist es von großer Bedeutung, ob das Bier gut schmeckt oder nicht. Der Verfasser beabsichtigt den Nachweis zu liefern, daß an dem schlechten Geschmack des Bieres, das aus Gläsern getrunken wird, das Glas selbst schuld sei. Thatsache ist, daß die Trinkkünstler unter den Biertrinkern schon seit lange den Maßkrug bevorzugen und verächtlich von allen Seideln und Gläsern reden. Es ist richtig, eine Maß Hofbräu schmeckt ganz anders im Hofbräuhaus, wo man es aus Steinkrügen trinkt, als gegenüber im Restaurant, wo man es im Glase erhält.

Man war bisher der Meinung, daß das, was wir Geschmacksurteil nennen, eine sehr komplizierte Sache sei, daß hierbei Auge, Nase und Gefühl, sowie die allgemeine Stimmung ihr Wort mitredeten, und daß es sehr schwierig sei, ein solches Urteil in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen. Man hat — mit einem Worte — den Schwerpunkt auf den physiologischen Vorgang gelegt. Ich selbst habe mich einmal über diesen Punkt mit möglichster Gelehrsamkeit verbreitet. Nun kommt Herr Dr. Schulze als Chemiker und weist nach, daß es einen Bierschädling gebe, der den Geschmack des Bieres verderbe, und daß dieser Bierschädling das Bleioryd sei, das aus dem bleihaltigen Glase ins Bier übertrete.

Er hatte schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß das Sonnenlicht den Biergeruch und =Geschmack zerstöre, und daß es rationell sei, Bier aus Krügen zu

*) Untersuchung, ausgeführt vom Standpunkte des Biertrinkers und vom Standpunkte der deutschen, sowie der österreichischen Sanitätsgesetzgebung durch Dr. W. Schulze. Leipzig, Litterarische Anstalt (A. Schulze), 1890.